

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 35

Artikel: Alaska-Gold [Schluss]
Autor: Droonberg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

35

Auf der Anhöhe am Nordufer des Klondike, die noch mit den während des Brandes errichteten Zelten und den verschiedenen Haufen geretteter Gegenstände bedeckt waren, standen drei junge Paare, Escher und Eileen, Norton und die kleine Man und Schmidt mit Helen Sanders, der blonden Schwedin.

Das Bild, das sich von diesem erhöhten Standpunkt aus ihren Augen bot, war außerordentlich malerisch. Sonnenschein lag überall auf der Landschaft und flimmerte in dem blauen Himmel und der wunderbar klaren Frühlingsluft. Hier und dort auf den umliegenden Hügeln zeigten sich noch weiße Schneehaufen. Die zwischen ihnen liegenden Stellen schwarzbrauner Erde waren aber bereits dabei, ihre Nacktheit unter einer Decke von sprossendem Grün zu verbergen. Frauen und Mädchen in hellen, vorwiegend weißen Kleidern suchten an den Hängen violette Krokusblumen.

Eileen war schwarz gekleidet, wie Escher sie schon am Morgen der Brandkatastrophe angetroffen. Ihre Mutter war vor einigen Wochen ihren Leiden erlegen. Der Tod hatte ihr endlich den Frieden gebracht, den ihr das Leben, in dem sie sich durch den unseligen Zwiespalt ihrer seelischen Empfindungen dauernd wie eine Gehekte gefühlt, versagt.

Eileen wäre jetzt in der Lage gewesen, mit dem nächsten Dampfer die Reise nach San Franzisko zu ihrem Vornamen anzutreten, aber immer wieder schob sie aus Gründen, die ihr selbst nicht ganz klar waren, oder die sie sich nicht eingestehen wollte, einen bestimmten Entschluß darüber hinaus. Und jetzt, in diesem Augenblicke wollte sie noch weniger daran denken. Sie fühlte sich so ohne Wunsch nach einer Aenderung, als sie neben Escher stand, ihren Arm in dem seinen, während ihre Blicke über das bewegte Panorama zu ihren Füßen schweiften, daß der Gedanke, sie solle es durch einen eigenen, gar nicht dringenden Entschluß ändern, wie ein Mistton in die Harmonie ihrer Stimmung hineingeflungen wäre.

Die Erregung der Menge stieg mit jeder Minute. Immer mehr Wettende sahen sich mit dem Vorrücken des Uhrzeigers in ihren Hoffnungen getäuscht, und je länger sich der Aufbruch des Eises verzögerte, desto mehr stiegen die Hoffnungen anderer, an deren Zeit er immer näher heranrückte. Jeder Augenblick konnte jetzt die Entscheidung bringen.

Der Klondike hämmerte mit schwarzen, schweren Eisblöcken gegen das noch immer verrammelte Eingangstor, Einlaß fordernd in das weite Bett des Yukon. Sie kamen mit dem rasch strömenden schlammigen Frühlingswasser herunter, schlugen krachend, donnernd, in Stücke berstend und sich zu mächtigen Wällen aufstürmend gegen die Eisbarriere des Riesen, der sie durch das weite Land nach dem Beringsmeer tragen sollte.

„Miß Sinclair“, wandte Escher sich an die kleine Man, „passen Sie auf, ich schlage Sie mit meiner Zeit. Welche hatten Sie doch?“

„5 Uhr, 27 Minuten, 27 Sekunden.“

„So lange hält das Eis nicht aus. Sie verlieren und ich gewinne.“

„Das wäre schlimm für Sie, denn dann müßte ich Ihnen die Augen ausfragen.“

„Wieso? Weil ich gewinne?“

„Nein, weil ich verliere. Ich habe mir vorgenommen, jedem die Augen auszufragen, der an meiner Statt gewinnt. Einer kann's ja nur sein und für den einen reichen meine Kräfte aus.“

„Ist das unabänderlich?“

„Ganz und gar. Also richten Sie sich danach. Denken Sie denn, man kann das Schicksal mit halben Entschlüssen zwingen?“

„Dann werde ich wohl zu Ihren Gunsten verzichten müssen.“

„Ein weißer Entschluß“, lobte Man. „Aber er erinnert mich an den Fuchs, dem die Trauben zu hoch hingen. Denn es ist keine Aussicht vorhanden, daß Ihnen der Yukon den Gefallen tut, um 2 Uhr, 32 Minuten, 5 Sekunden — so war's doch wohl? — aufzubrechen. Vor 5 Uhr geschieht es bestimmt nicht. Gut, daß einem das Warten hier nicht lang wird. Aber ich finde, es ist Zeit für unsern Lunch.“

Um ihren Worten gleich die nötige Auslegung zu geben, setzte sie sich auf eine in der Nähe stehende Kiste, klopfte mit der Hand einladend auf den leeren Platz, den sie neben sich freigelassen und während sie ein gutgefülltes Lunchpaket öffnete, rief sie:

„Komm, Stanford, setz dich. Wir wollen frühstücken.“

Schmidt und Helen Sanders folgten dem gegebenen Beispiel, so daß sich Escher und Eileen plötzlich allein fanden.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht gesagt, daß ich gestern von Davy Evans ein Kabel erhalten habe“, begann Escher. „Er gibt mir den Rat, nach San Franzisko zu kommen und dort eine Zeitung zu gründen. Er glaubt nicht mehr an die Zukunft des Yukon-Territoriums, wenigstens nicht mehr im Sinne eines Goldlandes mit unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten. Der Umschwung in den Verhältnissen wäre ja auf jeden Fall gekommen, ist aber durch das Feuer jetzt etwas mehr gewaltsam und plötzlich herbeigeführt worden. Mein Name würde in Amerika viel genannt und es seien in San Franzisko jetzt gerade besondere Umstände vorhanden, die eine Zeitungsgründung durch mich aussichtsreich machten.“

„Und was werden Sie tun?“ fragte Eileen gespannt.

„Dem Rate folgen. Heute morgen habe ich meinen Anteil an unsern Claim an Schmidt verkauft, der mit Helen fürs erste hierzubleiben gedenkt. Er zahlt mir zwanzigtausend Dollars. Genau so viel, wie Norton von dem Halblut für den seinen erhalten hat. Und zwanzigtausend Dollars habe ich auf der Bank. Vierzigtausend Dollars sind ja nun freilich für eine Zeitungsgründung nicht ausreichend, sie geben mir aber ein gewisses Recht, auch noch fremdes Geld aufzunehmen. Ohne eigenes Vermögen hätte ich Bedenken getragen, das zu tun. Es wäre nicht klug gewesen und ich hätte es wahrscheinlich abgelehnt. Sie wissen, ich habe das schon einmal getan, als Evans mir bei seiner Abreise von hier das Angebot machte. Jetzt liegt die Sache anders.“

„Und von wem wollen Sie das Geld nehmen?“ fragte Eileen stönd.

„Von Evans natürlich. Oder irgend jemand.“

Sie schwieg eine Weile, dann fragte sie leise und zögernd:

„Was habe ich Ihnen getan, daß Sie es nicht von mir nehmen wollen?“

Escher schob das Blut ins Gesicht. Er hob den Blick. Auf ihren Wangen lag ebenfalls eine brennende Röte, aber sie wandte ihre Augen nicht ab, sondern hielt tapfer seinem Blicke stand.

„Eileen“, sagte er mit unsicherer Stimme, „das könnte nur unter einer Bedingung geschehen —“

Sie mochte ahnen, was folgen würde und um das Unvermeidliche hinauszuschieben, fragte sie mit einem Anflug von Humor, durch den aber doch die geheime innere Spannung klang:

„Bedingungen wollen Sie stellen? Ist das üblich?“

„Das weiß ich nicht. In diesem Falle ist es aber unbedingt nötig. Sehen Sie da die vier Menschen an. Ich meine Norton und Man und Schmidt mit Helen. In acht Tagen werden sie zwei junge Ehepaare sein. Ich könnte den Plan, Sie als Partner in meine Zeitung aufzunehmen, nur in Erwägung ziehen, wenn Sie sich entschließen wollten, mit mir — mit mir das dritte Paar zu bilden. Schon einmal habe ich Sie gefragt, ob Sie meine Frau werden wollten. Es war damals in Fort Selfirk, als wir uns trennten. Sie, um nach Fort Zukon abzubiegen und ich, um meine Reise nach Dawson fortzusetzen. Sie lehnten es ab, weil Sie fürchteten, Sie würden für mich nur ein Hindernis sein in meinem Abenteuerleben hier in diesem Goldlande, wo schon die Sorge für sich allein jedem genug zu schaffen macht. Dann änderte sich die Sache. Sie wurden eine reiche Erbin und ich wagte nicht mehr, die Frage zu wiederholen, bevor ich nicht Ihnen und mir selbst bewiesen hatte, daß ich auch selbst etwas aus mir machen könne und ein Mann bin, den Sie achten konnten. Jetzt ist mir das, wie ich glaube, gelungen. Ich habe ein Vermögen von vierzigtausend Dollars. Genügt das?“

„Wofür? Mir zu zeigen, daß Sie ein Mann sind, den ein Mädchen achten kann? Nein.“

„Auch nicht für den Anfang?“ fragte er unsicher und etwas bestürzt.

„Auch nicht für den Anfang“, bestätigte sie. „Sehen Sie denn nicht ein, daß es schließlich einem jeden, Mann oder Memme, passieren kann, daß er ein Vermögen erwirbt? Daß Sie ein Mann sind, haben Sie mir längst bewiesen. Erinnern Sie sich einer Szene auf dem Schiff, das uns beide in dieses Land brachte? Sie boxten dort einen Menschen nieder, der zehnmal so stark war wie Sie, weil er mich beleidigt hatte. Aber viel mehr als damals haben Sie sich als ein Mann erwiesen, als Sie hier den Kampf mit der Korruption aufnahmen. Es hätte aber all dessen nicht bedurft. Sie haben ganz recht, ein Mädchen kann keinen Mann achten, der nicht ein Mann ist. Aber er braucht ihr das nicht zu beweisen. Ein Mädchen fühlt das. Und, Herbert — ich — ich habe das gefühlt, schon vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an.“

„Sie willigen also ein?“

„Da Sie es zur Bedingung machen — —“

„Also gibt es in acht Tagen drei Ehepaare, und wir reisen zusammen mit Norton und Man mit dem nächsten Dampfer heim. Und nun laß uns ihnen das sagen.“

„Ich habe es gewußt, als ich Sie so angelegentlich miteinander sprechen sah“, bekannte Man. „Unglück im Spiel bedeutet Glück in der Liebe. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn Ihnen Ihr Unglück im Spiel ganz entgangen ist. Wenn Sie aber Ihre Uhr zur Hand nehmen wollen, so werden Sie die Entdeckung machen, daß es bereits nach 2 Uhr, 32, 5 ist. Das Eis ist aber noch da. Sie haben Ihr Sweepstake also verloren und mögen dem Himmel dafür danken, denn es hat Ihnen nicht nur Ihre Augen gerettet und mir die Mühe erspart, sie Ihnen auszufragen, sondern Ihnen auch Eileens Herz zugewandt. Das wäre Ihnen sonst unbedingt verloren gegangen. Denn Sie können schließlich nicht beides verlangen: Glück im Spiel und in der Liebe.“

Fünf Uhr war herangekommen und jetzt geriet die kleine Man in eine Aufregung, die sie nirgends länger als zwei Minuten stillstehen ließ. Sie trippelte dauernd hin und her, weil sie glaubte, bald von dieser, bald von jener Stelle aus die Eisbede besser übersehen zu können. Jeder neue Teich, der sich auf ihr bildete, jede Scholle, die der Druck der überall in Bewegung befindlichen, wenn auch noch nicht treibenden Eismassen mit einer Kraft in die Luft warf, wie die Schleuder einen Stein, veranlaßte sie zu neuen erregten Ausrufen. Es war nicht mehr zu verkennen, daß das

Eis im Begriffe war, sich in Bewegung zu setzen. Die nächste halbe Stunde mußte für Man alles entscheiden.

Gott, wie langsam die Zeit hinkroch! Überall schob und rückte und hob sich das Eis schon. Wenn es zu früh in Bewegung kam, hatte sie das Sweepstake ebenso verloren, wie wenn es zu spät kam.

Wenn es nur aushalten wollte. Nur eine Viertelstunde. Nur noch zehn Minuten.

Gott, wie langsam die Zeit vorrückte. Wenn sie nicht schneller lief, dann — —

Da — da — ging es los — —

Unter Donner und Krachen brach die Eisbede in große Schollen, setzte sich in Bewegung; riß Stücke Erdrich im Gewicht von Hunderten von Tonnen aus den Ufern heraus; entwurzelte Bäume und ließ unter den Zusammenstößen der Eismassen das Land erzittern und schwanken wie in einem Erdbeben.

Und dann auf einmal kam alles wieder zu einem Stillstand.

Irgendwo hatten die Schollen sich gestaut und saßen fest. Aber das Wasser stieg und hob sie höher und höher. Bald würden sie über das Hindernis am Ufer hinweggehoben sein und wieder vorwärtsgleiten.

Aber mein Gott, wie langsam das ging und wie schnell die Zeit vorrückte!

Von Stromaufwärts kam immer mehr Wasser, immer weitere Hunderte von Tonnen Eises, die ihr Gewicht gegen die Verstopfung warfen.

Endlich war der Widerstand gebrochen. Mit dem Getöse einer Explosion stießen sich die Eismassen durch und kamen wieder in Bewegung.

Da — — Ein tausendstimmiges Geschrei rang sich durch die Luft, als jetzt auch die Scholle mit dem Pfosten den Fluß hinabzutreiben begann.

Hundert Fuß noch.

Jeder nahm seine Uhr zur Hand — —

Da — — der Kontakt — —

Die Dampfpfeife schrillte, schrie, triumphtierte in die Weite hinaus.

5 Uhr, 27 Minuten, 27 Sekunden.

Ein Brausen von Stimmen entfesselter Begeisterung überlante fast noch die Dampfpfeife. Die Spannung der letzten Minuten, die jeden Nerv gespannt, jede Brust wie im Krampfe zusammengeschnürt hatte, brauchte eine Lösung.

Die kleine Man konnte sich nicht mehr halten, als ihre Freunde kamen, ihr Glück zu wünschen. Sie weinte und lachte und wußte sich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß sie ihre Arme um den Hals des Mannes an ihrer Seite schlang, der sich etwas unbeholfen auf sie niederbeugte und einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Es war vierzehn Tage später, als der Dampfer nach St. Michaels an der Schiffsbrücke von Dawson seine Treppen loswarf und seinen Bug in die Mitte des Stromes wandte.

An der Reling lehnten Escher mit seiner jungen Frau Eileen, Norton und die kleine Man.

Sie winkten hinüber nach der Landungsbrücke. Dort stand Fritz C., alias Max Schmidt, mit seiner jungen Frau. Beider Augen schimmerten feucht.

Es ist doch schwer, von Freunden, vielleicht für immer, zu scheiden.

Würde es denn aber für immer sein?

Das Nordland übt eine verführerische Gewalt über jeden aus, der einmal in ihm gelebt hat; in Winternächten, vielleicht nur in einer armseligen Hütte, vor dem knisternden Holzfeuer gesessen und den grimmigen Blizzards da draußen in der Einöde gelauscht hat. Wohin man immer verschlagen werden mag, hört man ständig seinen Lodruf, zu ihm zurückzukehren. In dem erschlaffenden Süden hört man ihn, sehnt sich nach dem Glitter der Eismassen, dem wunderbaren, stern-

besäten Nachthimmel. In dem erdrückenden Häusermeer der Großstadt hungert man nach der endlosen Weite, den murmelnden Bächen, den tosenden, durch Felsen brechenden Strömen und den in ein purpurnes Licht getauchten Tundras. Mitten in dem Luxus und der Überkultur unserer Zivilisation kommt einem die Sehnsucht nach dem einsamen Kampfeuer, den Sonnenuntergängen von zauberischer Pracht, der fast greifbaren Stille der Nacht, in der von Norden her weißes Feuer über dem Himmel lodert. Er packt einen, der Zauber dieses Nordlandes, bis man ihm nicht länger widerstehen kann, den Städten mit ihrem klebrigen Asphaltpflaster und erstickendem Dunst entflieht, um sie nur noch einmal wiederzusehen, die blauen, wie Saphire glänzenden Seen, die blickenden Gipfel der Gletscher und die Myriaden funkelnder Sterne in unendlicher, klarer Himmelstiefe.

Und der Mann da auf der Landungsbrücke sah träumerisch dem entschwindenden Schiffe nach und fragte sich, ob nicht der Nordlandzauber seinen Freund dort unten im Lande der Sonne noch einmal so packen würde, daß er der Lodung folgen mußte nach diesem Lande, das man fälschlich genannt hat „das Land von Gott vergessen“.

— Ende —

Welt-Wochenschau.

Zwischen russischer und deutscher Propaganda.

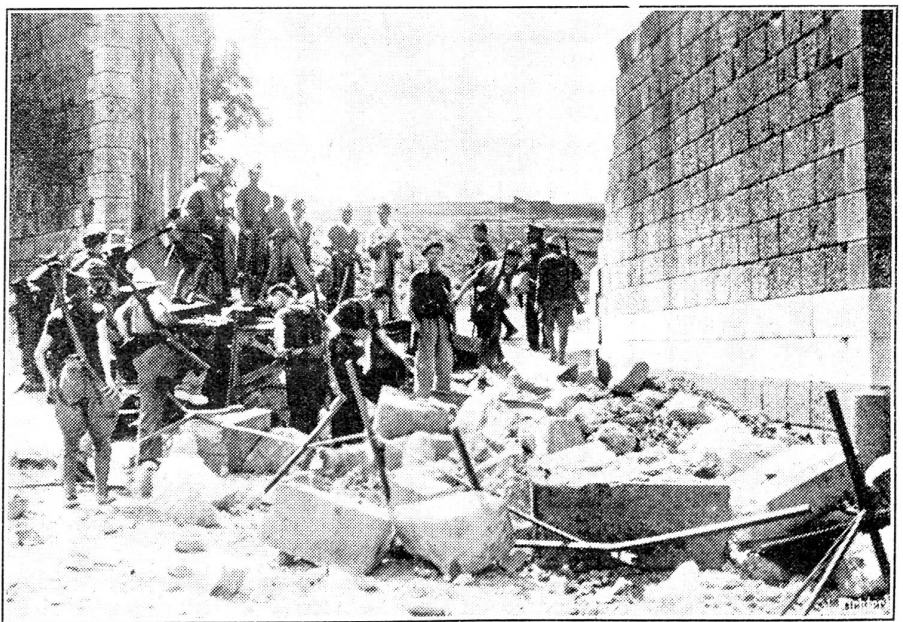
Das oberste russische Gericht hat 16 Angeklagte, die Köpfe der alten bolschewistischen Garde, zum Tode durch Erschießen verurteilt. Zinowiew, Kamenew — und 14 andere. Dienstag früh wurden sie fusiliert. Der Leiter des Staatsverlanges, Tomschi, ebenfalls einer aus der alten Garde, hat sich erschossen, kaum daß er vernommen, einer der Angeklagten habe erwähnt, auch der Genosse Tomschi sei der Ansicht, man könne Stalin und seinem System nur noch durch individuellen Terror beikommen. Die ganze Welt fragt, ob die 16 alten Bolschewiken schuldig seien, ob insbesondere Trotski in Norwegen ihr Haupt sei, oder ob die russischen Richter auf Befehl Stalins eine Komödie aufführten, oder ob sie am Ende die Narren eines Dritten gewiesen. Nach den Meldungen der russischen „Tas“-Agentur haben die Angeklagten gestanden, was die Anklage ihnen vorgeworfen: Sie wollten die Führer der russischen kommunistischen Partei, die jetzigen Inhaber der staatlichen Gewalt, ermorden. Sie wollten den Kurs der Regierung ändern — aber davon wird weiter gar nicht gesprochen — nur von dem einen Faktum: Sie wollten die Regierung umbringen. Und dafür werden nun sie selbst umgebracht.

Kann wohl dem Krenl etwas unlieber sein, als in dieser gefährlichen Zeit einen Terroristenprozeß zu führen und Leute umzubringen, die zu den „Vätern der Revolution“ gehörten! Was soll der Westen denken, was Frankreich, was vor allem England, dem man schon beigebracht, man sei demnächst die vollkommenste Demokratie der Welt! Eine blamable Sache! Und umso bedenklicher, weil im Westen kein Bürgerlicher und kein Sozialist ohne Zweifel und Kopfschütteln liebt, Zinowiew und Kamenew und alle 16 hätten einmütig gestanden und — bereit! Was tun? Was sagt man dem Westen? Man hebt scharf heraus, die Ver-

schwörer hätten sich mit der deutschen Gestapo verbunden!

Die russische Haltung, ob sie echt oder erkünstelt sei, ist nur zu verstehen aus dem Zweikampf Berlin-Moskau um die Seele der westeuropäischen Völker. Gerade jetzt verschärft sich dieser Zweikampf. Die spanischen Ereignisse dienen Berlin wie nichts anderes, um der Welt in Erinnerung zu rufen, was sie vergißt: Das Dritte Reich rettet Europa vor dem Kommunismus! Goebbels hat der Presse befohlen, mit vollen Baden ins Feuer zu blasen, damit die Angst des Westens steige. Zweck: Rußland muß isoliert werden. Denn in Hitlers Programm steht, daß Deutschland Raum im Osten braucht, „Isolierung Rußlands“ müßte man sagen. „Rettung vor dem Kommunismus“ sagt man — das wirkt. Das andere würde Europa an die Seite Rußlands treiben. Europa hat in den letzten Monaten die Rettung vor dem Kommunismus kaum mehr ernst genommen — wie kann man retten, wo nichts bedroht ist. Plötzlich kommt die spanische Revolte! Nicht eine Revolte von Kommunisten, bewahre! Generäle und Faschisten sind es, die aufstehen. Die Regierung wehrt sich und bewaffnet das Volk. Und jetzt, jetzt hat das Dritte Reich, was es braucht! Kommunisten! Bewaffnete Arbeitermilizen. Und selbstverständlich Greuel! Wann hätten in Bürgerkriegen nicht alle Sadisten die Gelegenheit benutzt, um Menschen zu schinden! Entweder auf der roten oder auf der Gegenseite!

In einigen Wochen wird man bestimmt vergessen haben, wer eigentlich in Spanien angefangen! Berlin rechnet damit, daß Europa ungenau hinschaut und in seiner Angst vor dem Kommunismus alles den Russen in die Schuhe schiebt. Die Volksfront in Frankreich, als Komplize dieser Russen verdächtigt, zermürbt und zerbricht, mag nun die spanische Affäre ausgehen wie sie will. Der Bürgerkrieg hat seinen Zweck erfüllt, wenn die Franzosen ... den Russenpakt aufgeben und einen Friedenspakt mit Hitler abschließen! Den Pakt, der den Westen beruhigt und den deutschen Armeen „Raum nach Osten“ gibt. Viel mehr ist Spanien Berlin nicht wert! Freilich, wenn die Generäle sich als Wachthunde hinter den Pyrenäen aufpflanzen wollten und Frankreich in die Enge treiben hülfsen, würde das dem deutschen Programm sehr dienen. Aber es ist nicht durchaus notwendig, daß sie das tun. Das rote Spanien als rotes Tuch für England könnte noch fast wichtiger sein.



Zum Bürgerkrieg in Spanien. Milizsoldaten und Angehörige der Regierungstruppen bei der zerstörten Rio Secco-Brücke in Valencia.